Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 262. Bromberg, den 23. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(16. Fortsetzung.)

Essenszeit! Aha! Vor der Hütte werden die Feuer umlagert. Die Frauen stecken rohe Fleischstücke an einen Spieß und braten sie, an einem Holzspieß, wie es mir von weitem scheint. Ich erwarte in irgendeiner Form eine Aufforderung zum Mahle. Sehe mich aber bitter enttäuscht. Es schmeckt den Männern — die Weiber essen komischerweise nicht mit — ausgezeichnet, und sie fressen drauflos — wie die Wilden. Da kriege ich eine Wut, nehme meine Hängematte und Rifle und gehe in den Wald. Nach einigem Suchen entdecke ich einen Weg, einen Urwaldweg, der mit dem Begriff unserer Wege natürlich nichts zu tun hat. Ich arbeite mich durch ihn hindurch und gelange nach einer guten Viertelstunde an einen kleinen Fluß. Er kommt mir wie gerufen. Ich nehme ein erfrischendes Bad, zünde ein Feuer an und bereite mir einen erlegten Affen. Dann speise ich stolz wie ein Spanier allein.

Weitere Streifzüge in der Umgebung halte ich nicht für ratsam. Andererseits verspüre ich aber nicht die geringste Lust, die Ölgötzenversammlung schon wieder mit meiner Anwesenheit zu beehren. So lege ich mich denn in meine Hängematte und döse ein paar Stunden vor mich hin. Kurz vor Tagesende nähere ich mich wieder der Siedlung und erreiche sie mit den ersten fallenden Schatten. Der Platz vor dem Haus ist wie ausgestorben. Dafür erschallt ein Heidenlärm aus seinem Innern. Ich beziehe meine Hängematte, Buschmesser und Rifle in greifbarer Nähe. Des Schlafes gedenke ich mich nach Kräften zu enthalten. Es ist mir offengestanden gar nicht recht geheuer. Während ich mir aufmerksam umherspähend noch einmal die Situation einpräge, für alle Fälle, bleibt mein Auge an einem dunklen Punkt haften, der sich bewegt.

Lautlos gleite ich aus meiner Hängematte und schleiche gebückt mit schußbereiter Büchse auf die linke Hausecke zu. Es eilt. In wenigen Minuten ist es stockfinstere Nacht. Mein Blick hält den verdächtigen Punkt wie mit Krallen fest. Aber nichts regt sich mehr. Die Bewegung ist wie weggewischt. Soll ich mich doch getäuscht haben? — Ich mache zwei kurze Sprünge und stehe wie angewurzelt. Zum Greifen nahe liegen zwei Tiger am Boden. Mit dicken Baststricken sind sie an einem der Eckpfähle des Hauses festgebunden. Beruhigt verfüge ich mich wieder zu meiner Hängematte. Die Nacht durchwache ich. Sie verläuft vollkommen ruhig.

Am nächsten Morgen habe ich eine Idee, die mir geeignet scheint, eine gewisse Klärung herbeizuführen. Ich krame aus meinem Gepäck ein altes zerrissenes und nicht mehr ganz sauberes Hemd heraus und begebe mich damit zu dem Mann, der mir den ersten Labetrunk fredenzen ließ.

„Buenos Dies, Sennor!"

„Hauhau!"

Nicht übel! Wenn er bellt, ist es immer ein gutes Zeichen.

„Sennor, ich beabsichtige, Ihnen dieses wundervolle Hemd zum Angebinde zu verehren."

Ich halte es ihm unter die Nase und begleite meine Rede mit weltmännischer Verbeugung.

„Ein wundervolles Hemd, Sennor, für Sie!"

Dabei deute ich auf ihn. Mißtrauisch äugt er bald auf mich, bald auf meine Gabe und räuspert sich. Oder sagt etwas. Ich kann das nicht genau unterscheiden. Also so geht die Sache nicht. Nun lege ich das Hemd auf den Boden. Dann ziehe ich das meine aus und breite es daneben.

„Und nun, Sennor, geben Sie bitte acht! Ich ziehe jetzt das meine wieder an. Von hinten schlüpft man hinein. Kinderleichte Sache. Linker Ärmel — rechter Ärmel — und schon fällt das Instrument von allein über den Kopf. Fabelhaft, was?"

Er verfolgt gespannt jede meiner Bewegungen.

„Sennor, vielleicht haben Sie jetzt die Güte und machen es nach!"

Mit den Armen gestikulierend unterstütze ich den Sinn meiner Worte. Er begreift und schreitet zur Tat. Wie man nur bei einem einzigen Hemd in so viele falsche Löcher hineinfahren kann! Nicht zu glauben ist das. Und die Anstrengung! Dem guten Mann steht der Schweiß auf der Stirn, er dreht seine Arme wie Windmühlenflügel und führt einen wilden Tanz auf. Endlich hat er es geschafft, bläht sich wie ein Ochsenfrosch und ist unbeschreiblich stolz.

„Hihahahahu!"

Ein unartikulierter Schrei entfleucht dem Gehege seiner Zähne. Im Nu kommt der ganze Stamm angelaufen und pflanzt sich vor ihm auf. Und er stolziert im Kreise herum wie ein Gockel auf dem Mist und läßt sich in seiner Herrlichkeit bewundern. Dabei wedelt er mit den Händen, über die ihm die aufgeklappten Doppelmanschetten hängen. Es kostet mich keine geringe Anstrengung, nicht laut loszulachen. Das muß der Häuptling sein, denke ich mir im stillen. Unmittelbar darauf bestätigt sich meine Annahme. Er bellt plötzlich die Weiber an, die eilends ins Haus rennen und mit einer Art von Bastkörben aus ihm heraustreten. Dann verschwinden sie im Urwald.

Die feierliche Überreichung des Hemdes ist ein amüsantes, komisches Intermezzo, aber die gewünschte Klärung bringt es nicht. Alles bleibt nach wie vor beim alten. Ich bin wieder ganz mir selber überlassen, und niemand nimmt Notiz von mir. Einen Vorteil allerdings hat die Geschichte. Das bange Gefühl der Ungewißheit, das mich wie ein leichtes Fieber durchströmt, verringert sich. Ich werde freier in meinem Gebahren und selbstbewußter. Der Weg zu den Eltern führt über die Kinder. Und mit den Kindern verständigt man sich am leichtesten. Als sich gerade ein Rudel vor mir herumtreibt, geselle ich mich langsam und unauffällig zu ihnen. Sie zeigen keine Scheu und lassen sich in ihrer Beschäftigung nicht stören. Sie spielen mit ihren Puppen genau wie unsere Kinder daheim, nur mit dem Unterschied, daß ihre Puppen keine leblosen Gebilde mit Porzellanköpfen sind, sondern lebendige Tiere. Sie tragen ihre Affen im Arm spazieren, schleifen sie am Schwanz oder an den Händen hinter sich nach und packen sie mit den bekannten schonungslosen Kinderfäusten, wo sie sie gerade erwischen am Pelz. Den Affen bereitet das merkwürdigerweise einen ungeheueren Spaß. Sie fühlen sich ordentlich wohl dabei und denken an alles eher, als an ein Davonlaufen. Im Gegenteil, sie klammern sich immer wieder fest an ihre Quälgeister an. Ein kleiner, gelb und braun gesprenkelter Junge benützt den Boden als Nudelbrett und wergelt einen großen Arara mit beiden Händen eifrigst darauf hin und her. Als er ihn endlich freigibt, springt der Papagei auf die Füße, plustert die Federn und bleibt ruhig sitzen. Ich schaue zunächst eine Weile dem Treiben zu, dann bändle ich mit einem kastanienbraunen Dreikäsehoch an, streichle seinen Affen und nehme ihn dann auf meinen Arm.

Der Erfolg ist kläglich. Das Vieh gerät in eine richtige Affenwut, sträubt die Haare und schimpft wie ein Rohrspatz. Das Kind wiederum, in der Besorgnis, es könnte seinem Liebling etwas zustoßen, fängt zu schreien an. Das fehlt mir gerade noch. Schließlich springt die Besorgnis auch noch auf die Eltern über, und ich lade mir deren Groll auf den Hals. Ich wische dem Affen noch geschwind eine und werfe ihn dann fort. Mit einem Satz hopst er zurück und umfängt liebevoll das Bein seines Besitzers. Jetzt habe ich mir so nett die Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen ausgedacht, und nun ist es wieder nichts. Schon will ich in Meditationen über die lieblose Unnahbarkeit dieses gemischten Vereins versinken, da kommt im Galopp ein Wildschwein angelaufen, bleibt dicht vor mir stehen und reibt sich in herzlicher Zuneigung an meinem Bein. Das einzige Lebewesen, das wärmere Gefühle für mich im Busen zu hegen scheint. Dankbar kraue ich es hinter den Ohren. Es grunzt behaglich auf und legt sich zu meinen Füßen. Und als ich dann weitere schlendere, folgt es mir wie ein Hund auf den Fersen. Togo und Tigre sind wegen der Tiger vorerst noch bei den Reittieren angebunden, und so habe ich wenigstens wieder einen Begleiter.

Mittlerweile kehren die Weiber von ihrem Ausflug zurück und setzen mich in nicht geringes Erstaunen. Sie haben ihre Körbe mit Maiskolben gefüllt. Mais im Urwald? Sie müssen ein Feld haben, das sie bebauen. Aber wer hat es ihnen gelehrt? Woher kommt der Mais? Woher kommen sie selber? Vielleicht aus Brasilien? Rätsel über Rätsel!

Die Frauen machen sich sofort über die Zubereitung der Maiskolben her. Ich habe nichts Besseres zu tun und schaue ihnen zu. Sie stellen eine mit Holz ausgelegte große Schale aus Schildkrötenpanzern auf den Boden, hocken sich im Kreis um sie herum und stecken eine Handvoll Körner in den Mund. Nachdem sie in sorgfältiger Kauarbeit zermalmt sind, spucken sie den Brei in die Schale. Das ist die allgemein landesübliche Herstellung des Tschitscha, eines starken Getränkes. Mich wundert dabei lediglich die Tatsache, daß ausgerechnet diese Wilden von der Bereitung des Getränkes Kenntnis haben.

Neben dem mittleren Hauseingang steht eine kleine Gruppe von Frauen an einem Gefäß, das einem riesigen Eierbecher gleicht. Ein ausgehöhlter Baumstamm. In ihn werfen sie die Körner, zerstampfen sie mit einem Holzschlegel und schütten alles zusammen in tütenartig gedrehte Palmblätter. Dann nimmt jede Frau noch eine leere Palmtüte in die Hand und läßt in sie aus ziemlich weiter Entfernung den Inhalt der vollen von oben herunter gleiten. Sie stellen sich dabei gegen den Wind, der die Hülsenüberbleibsel wegweht, so daß in den Tüten zum Schluß reines grobkörniges Mehl ist. Ich staune über die verblüffende Einfachheit dieser Erfindung fast noch mehr, wie über die fabelhafte Gewandtheit, mit der sie zu Werke gehen. Gesprochen wird dabei kein Wort. Das Zuschauen wird mir bald langweilig, und ich mache, von meinem Wildschwein begleitet, einen Besuch am Fluß. Ich will wie gestern den Nachmittag dort zubringen und erst gegen Abend wieder am Haus eintreffen. Überlege es mir aber dann doch anders. Es hat keinen Zweck, planlos immer das gleiche zu tun, so lange ich die Gegend in der weiteren Umgebung nicht kenne. Und ohne die Männer des Stammes halte ich längere Streifzüge nicht für ratsam. Was habe ich denn davon, wenn ich eines schönen Tages einem anderen Stamm in die Hände falle? Wie soll ich später einmal fliehen ohne genaue Kenntnis der Verhältnisse? Es gibt nur ein Mittel: viel unter den Leuten sein und jede Anbiederungsmöglichkeit ausnützen. Mein Gefühl bestärkt mich gleichfalls darin. Es zieht mich wie ein Magnet zur Siedlung zurück. Ich treffe die männliche Jugend beim Pfeilschießen an. Das interessiert mich natürlich brennend. Sie üben mit stumpfen Pfeilen und schießen auf alles, was ihnen in die Quere kommt. Auf die Affen, auf die Wildschweine und die Papageien. Die Wildschweine stört es überhaupt nicht, wenn sie getroffen werden. Die Affen schimpfen und schneiden köstliche Grimassen, und die Papageien schütteln sich und sträuben das Gefieder. Einmal fällt der Pfeil eines kleinen Schützen einem Tiger auf den Rücken. Er wird wiedergeholt, und damit ist der Fall erledigt. Die größeren Jungen üben sich im Bogenschuß. Dieser Kunst stehe ich fassungslos gegenüber. Ein Beispiel: Hinter dem Hause leuchtet aus dem Blättergewirr der Urwaldbäume ein heller Fleck, ein Bündel Bananen. In meiner Nähe steht ein Kerlchen von etwa zehn bis elf Jahren. Er besieht sich kurz den Fleck und legt sich dann auf den Rücken. Das Ziel ist in diesem Augenblick für ihn unsichtbar. Ein Pfeil, weit länger wie er selbst, kommt auf die Sehne. Mit dem Fuß wird der starke Bogen gespannt — und schon schwirrt der Pfeil, eine Parabel beschreibend, über das Haus weg und saust mitten in das Bananenbündel hinein. Auf eine Erzählung hin hätte ich so etwas einfach nicht geglaubt. Aber jetzt habe ich es mit eigenen Augen gesehen, da muß ich es wohl glauben.

Ein plötzlich einsetzender Gewitterwind unterbricht die Übung. Zu allem Überfluß fängt es später auch noch zu regnen an. Bis zur Nacht ist es nicht mehr weit, und in diesen Stunden ist der Regen am unangenehmsten. Dabei habe ich vor meiner Nase ein Haus. Verrückt! Sehr richtig, Leo, total verrückt. Und so dumm sind die Wilden auch nicht, als daß sie nicht ähnliche Empfindungen hätten. Ja, es ist ihnen nicht einmal zu verdenken, wenn sie meine Absonderung anders auslegen, als sie eigentlich gemeint ist. Das will ich auf keinen Fall, gebe mir einen moralischen Rippenstoß und gehe ins Haus. Der Eingang ist so schmal, daß ich mich seitlich durchzwängen muß. Gott sei Dank! Sonst wäre ich unbedingt wieder rücklings hinausgefallen. Von bläulichem, beißendem Rauch umnebelt tut sich das Chaos vor mir auf. Ich sehe ein Gewoge nackter Menschenleiber — einen Wald ragender Pfeile — wild durcheinander flitzende Affen — flatternde Papageien — und dann bin ich, unvorbereitet wie ich war, der Länge nach hingefallen, weil eines von zwei schäkernden Wildschweinen versehentlich zwischen meine Beine geraten ist. Bei dieser Gelegenheit klemme ich mir zwei Finger in einen Spalt und mache die Entdeckung, daß der Fußboden kein Fußboden ist, sondern ein schmaler Holzrost, unter dem mehrere Baumstämme glimmen. Jetzt weiß ich wenigstens, woher der Rauch kommt. Sein Zweck an sich ist klar. Schutz gegen die Moskitos. Mein Eintritt ins Haus wird wie alles, was ich bisher unternommen habe, mit Stillschweigen übergangen. Ich ziehe daraus den Schluß daß Schweigen gleichbedeutend ist mit Einverständnis, mische mich unter das Volk und fahnde nach einem freien Plätzchen, auf dem ich mich häuslich niederlassen kann. Man nächtigt auf Fellen, die über den Rost gebreitet sind. Nur die Babys hängen in kleinen Hängematten aus Bast. Dicht neben einem der Ausgänge ist ein Platz frei. Ohne Umschweife mache ich es mir auf ihm bequem, freudig überrascht von seiner ungeahnten Weichheit. Da kommt auch schon mein Wildschwein und legt sich friedlich zu mir. So ist's recht! Nur keine falsche Scham! Das muß man übrigens dem Tier lassen: es benimmt sich überaus gesittet und entschlummert augenblicklich. Könnte man doch das gleiche auch von den Affen sagen! In diese Gesellschaft scheint der leibhaftige Teufel gefahren zu sein. Sie vollführen ein Geschrei und Gezeter, daß einem davon die Ohren sausen, springen einem auf den Bauch und ins Gesicht, zerren sich gegenseitig an den Schwänzen und jagen dann, über alles hinweghopsend, wie besessen hintereinander her. Auf dem Strick einer Babyhängematte sitzt ein Arara. Er rührt sich nicht und stört wirklich keine Seele. Trotzdem scheint er das Mißfallen eines der Affenlausbuben erregt zu haben. Wie der Blitz klettert dieses Biest an der Hängematte hoch, schnellt sich über das schlafende Kind auf den Papagei los und gibt ihm eine richtiggehende Ohrfeige, daß es knallt — und weg ist es.

Das Sonderbarste aber scheint mir dies: Die Hausbesitzer finden den Krach vollständig in Ordnung und rühren keinen Finger dagegen.

Die kurze Spanne Zeit bis zum Einbruch der Dunkelheit benutze ich, um einen möglichst umfassenden Eindruck dieser bemerkenswerten Veranstaltung zu gewinnen. Inwieweit das Tohuwabohu sich nach einer gewissen Gesetzmäßigkeit in der Gruppierung der einzelnen Familien abspielt, vermag ich nicht zu unterscheiden.

Männer, Weiber und Kinder liegen wahllos durcheinander. Aber nur den letzteren naht sich der Allbezwinger Schlaf und vielleicht noch denjenigen unter den Frauen, deren Lebensbahn sich abwärts neigt. Die übrigen Stammesangehörigen zeigen eine betriebsame Munterkeit und fühlen sich, wie man zu sagen pflegt, ganz unter sich. Weit mehr indes, als die verblüffende Selbstverständlichkeit, wundert mich die harmlose Unbefangenheit, die über den Geschehnissen waltet und deren Beurteilung nur von einem den europäischen Begriffen unbekannten Gesichtspunkte aus erfolgen kann.

Die Dunkelheit ist längst hereingebrochen. Allmählich verebbt der Lärm, und es wird langsam stiller. Dann und wann huscht noch ein flüchtiger Schatten vorüber und verschwindet im tiefen Dämmer des Raumes. Und wenn ein gleichmäßiges Schnarchen und Sägen, ein traumverlorenes Grunzen, ein verirrter Schrei nicht als Störung gerechnet werden braucht, darf ich getrost sagen: es ist Ruhe eingetreten. Ich werfe noch einen Blick auf meine Nachbarin, ein altes Weib jenseits der Grenze von gut und böse, versichere mich der Nähe meines Buschmessers und nehme mir vor, einen tüchtigen Brocken vom „nährendsten Gericht beim Fest des Lebens“ an mich zu reißen. Die Müdigkeit der vergangenen zwei schlaflosen Nächte hat sich bleischwer meiner bemächtigt, und in angenehmer Entspannung recke

ich die Glieder. Die Vorboten des Schlafes beginnen meinen Sinn bereits wohlig zu umnebeln, als ich, wie vom Blitz getroffen, von meinem Lager hochschrecke. Das alte Weib neben mir patscht schmatzend und mit der Zunge schnalzend mehrere Male mit der Hand auf meine Fußsohlen.

Ich bin in meinem bewegten Leben schon oftmals bös in der Tinte gesessen, aber das sprichwörtlich gewordene Gefühl, daß einem die Haare zu Berge stehen, ist mir bisher fremd geblieben. In diesem Augenblick lerne ich es kennen. Würde mein Gesicht von einem Spiegel aufgefangen, er würde das Bild eines Menschen wiedergeben mit starren, weit geöffneten Augen und zu Berge stehenden Haaren. Nun weiß ich, woran ich bin: Ich bin unter die Menschenfresser geraten. Das genießerische Geschmatz des Weibes läßt keinen Zweifel mehr aufkommen. Genau wie von den Affen, so gelten auch von den Menschen die Füße und Hände als Leckerbissen.

Wenn der Zweck meines Daseins mit der Abgabe eines Bratens für die Kannibalen erfüllt sein soll — meinetwegen, dann kann ich es auch nicht mehr ändern. Aber ich bin der teuerste Brater, den sie jemals fressen werden. Hart auf hart! Wer mir nahekommt, dem schlage ich den Schädel ein.

Die ganze Nacht bringe ich in sitzender Stellung zu, das Buschmesser in der Hand. Aber nichts geschieht.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(17. Fortsetzung.)

Bewundern mußte er auch die trauliche, gutmütige Geschwätzigkeit des Mädchens. Die runde Frau mochte schmälen, wie sie wollte, mochte sie noch so oft ermahnen, den hohen Stand des Ritters zu bedenken, sie ließ es sich nicht nehmen, ihren Gast zu unterhalten, besonders da sie ihren geheimen Plan, zu erforschen, ob sie in Hinsicht auf die Feldbinde besser geraten habe als Mutter, noch nicht aufgegeben hatte. Sie hatte hierüber noch ihre ganz besondern Gedanken. Als nämlich der Junker so gar krank gelegen, war sie in der Nacht noch lange aufgeblieben, um dem Vater Gesellschaft zu leisten, der am Bette des Verwundeten wachte. Doch bald schlief sie über ihrer Arbeit ein. Es mochte ungefähr zehn Uhr in der Nacht sein, da sie von einem Geräusch im Zimmer aufgeschreckt wurde. Sie sah einen Mann mit dem Vater angelegentlich sprechen; seine Züge entgingen ihr nicht, obgleich er sich in eine große Kappe gehüllt hatte; sie glaubte einen Diener des Ritters von Lichtenstein, der schon oft auf geheimnisvolle Weise zu dem Pfeifer von Hardt gekommen war, und bei dessen Anwesenheit sie immer das Zimmer hatte verlassen müssen, in ihm zu erkennen.

Neugierig, endlich einmal zu hören, was dieser Mann bei dem Vater zu tun habe, schloß sie ihre Augen wieder fest zu; denn es war ihr wahrscheinlich, daß ihr Vater sie nur im Zimmer ließ, weil er sie für fest eingeschlafen hielt. Der Mann erzählte von einem Fräulein, die über eine gewisse Nachricht untröstlich sei. Sie habe den fremden Mann gebeten und gefleht, nach Hardt zu gehen und Nachricht einzuziehen, sie habe geschworen, wenn er nicht gute Nachricht bringe, ihrem Vater alles zu sagen und zur Pflege des Kranken selbst zu kommen. Solches hatte der Lichtensteiner heimlich gesprochen; der Vater hatte darauf das Fräulein beklagt, hatte dem Boten den ganzen Zustand des Kranken geschildert und versprochen, daß er, sobald sich der Kranke gebessert habe, selbst kommen werde, um dem Fräulein diesen Trost zu bringen. Der fremde Mann habe sodann dem Kranken ein Löckchen von seinen langen Haaren abgeschnitten, es in ein Tuch geschlagen und unter dem Wams wohl verwahrt; darauf war er, vom Vater geführt, aus der Stube gegangen, und kurz nachher hörte sie ihn bei Nacht und Nebel wieder wegreiten.

Diese Begebenheit hatten die vielerlei Geschäfte der folgenden Tage bald wieder aus dem leichten, jugendlichen Sinn der Tochter des Pfeifers von Hardt verdrängt, sie erwachte aber jetzt aufs neue, aufgeregt durch das, was Bärbele durchs Küchenfenster gesehen hatte. Sie wußte, daß der Ritter von Lichtenstein eine Tochter habe, denn die Schwester des Spielmanns war ja ihre Amme. Und dieses Fräulein mußte es wohl sein, die den Lichtensteiner Knecht gesandt habe, um sich so angelegentlich nach dem Kranken zu erkundigen, die sogar selbst kommen wollte, um ihn zu pflegen.

Alle Sagen von liebenden Königstöchtern, von Rittern, die krank in Gefangenschaft gelegen und von holden Fräulein errettet wurden, alles, was über dieses Kapitel jemals in der traulichen Spinnstube erzählt worden war — und es gab viele „grausige“ Geschichten hierüber — kam ihr in das Gedächtnis. Sie wußte nun zwar nicht, wie es mit der Minne so vornehmer Leute beschaffen sei, aber sie dachte, es werde dem hohen Fräulein wohl ungefähr ebenso ums Herz sein, wie den Mädchen von Hardt, wenn sie an einen schmucken Burschen von Oberensingen oder Neugen ihr Herz verschenkt haben. Und in dieser Hinsicht kam ihr das Verhältnis, dem sie in Gedanken nachspürte, gar reizend vor, besonders dachte sie sich den Schmerz des Fräuleins auf ihrer fernen hohen Burg recht grausam und rührend, wie sie nicht wisse, ob ihr Schatz lebendig oder tot sei, wie sie nicht zu ihm könne, um in den Sinn; es hieß:

Sie wußte ein Lied, das man oft im Lichtkarz sang; es hatte eine schöne Weise und kam ihr unwillkürlich auch jetzt in den Sinn; es hieß?

„Wenn i im Bett lieg' und bin krank,
Wer führt mir mein Schätzle zum Tanz? —
Und wenn i im Grab lieg' und faule,
Wer kußt no ihr Honigmaule?“

Tränen traten ihr in die sonst so fröhlichen Augen, als sie bedachte, wie leicht der Junker seinem Liebchen hätte wegsterben können, und wie sie dann so einsam und ohne Liebe gewesen wäre, und doch war sie gewiß recht schön und eines vornehmen reichen Ritters Kind. Doch ist nicht der Junker noch viel schlimmer daran? dachte das gutherzige Schwabenkind weiter; dem Fräulein hat ja der Vater jetzt Nachricht von ihm gebracht, aber er, er wußte ja seit vielen Tagen kein Wörtchen von ihr; denn früher wußte er nichts von sich selbst, und seit er wieder ganz bei Leben war, konnte er auch nichts wissen; darum hatte er wohl die Binde, die er gewiß von ihr hatte, so beweglich angeschaut und ans Herz und den Mund gedrückt? Sie nahm sich vor, ihm zu erzählen, was in jener Nacht vorgegangen sei; vielleicht ist es ihm doch ein Trost, dachte sie.

Georg hatte bemerkt, wie die fröhliche Miene des spinnenden Bärbeles nach und nach ernster geworden war, wie sie über etwas nachzusinnen schien, ja er glaubte sogar eine Träne in ihrem Auge bemerkt zu haben. „Was hast du, Mädchen,“ sagte er, als die Mutter gerade das Zimmer verlassen hatte; „warum wirst du auf einmal so still und ernst und netzest ja sogar deine Fäden mit Tränen?“

„Send denn Ihr so lustig, Junker?“ fragte Bärbele und sah ihm recht fest ins Auge; „i han gmoint, es sei vorig ebbes aus Eure Auga g'rollt, was selle Binde dort g'netzt hot. Se hent Er gewiß vo Eurem Schätzle, und jetzt tuet Ichs loid, daß Er et bei er send.“

Sie mochte nahe ans Ziel getroffen haben, denn der junge Mann errötete tief über ihre Frage. „Du hast vielleicht recht,“ sagte er lächelnd, „doch bin ich deswegen nicht gar zu traurig, ich werde sie bald wiedersehen.“

„Ach, was des für a Freud sein wird in Lichtatoi!“ entgegnete Bärbele mit einem schelmischen Seitenblick.

Georg erstaunte; sollte ihr der Vater von dem Geheimnis seiner Liebe etwas gesagt haben? „In Lichtenstein?“ fragte er sie, „was weißt du von mir und Lichtenstein?“

„Ach, i mags dem gnädigen Fräule wohl gönna, daß se wieder amol a Freud hot; mer hot mer g'sait, se häb rechtschaffa g'jommert, wie Er so krank gwe send.“

„Gejammert, sagst du?“ rief Georg, indem er aufsprang und zu ihr trat. „So wußte sie um meine Krankheit? O sprich, was weißt du von Marie? Kennst du sie? Was sagte der Vater von ihr?“

„Der Vater hot koi Sterbeswörtle zu mer g'sait, und i wißt au net, daß es a Fräule von Lichtastoi geit, wenn et mei Bas ihr Amm wär'. Aber Er müeßet mer's et übel nemma, Junker, dasse a bissele g'horcht hau; gucket, des Ding ist so ganga.“ Sie erzählte dem Junker, wie sie hinter das Geheimnis gekommen sei, und daß der Vater, wahrscheinlich um guten Trost zu bringen, nach Lichtenstein gegangen sei.

Georg wurde schmerzlich bewegt durch diese Nachricht, er hatte bis jetzt geglaubt, Marie werde die Nachricht seines Unfalls zugleich mit der tröstlichen Kunde seiner Genesung erhalten; und jetzt mußte er erfahren, daß sie mehrere bange Tage in Ungewißheit geschwebt habe; in der schrecklichen Ungewißheit, ob er nicht hier noch entdeckt werde, ob er gerettet werde, ob sie ihn je wieder sehen würde; er kannte ihr treues Herz, und wie lebhaft konnte er sich ihren Kummer denken! Wahrlich, sein eigenes Unglück schien ihm gering und nicht zu beachten, wenn er sich den Jammer des teuren Mädchens vorstellte. Wie viel hatte sie in Ulm gelitten, wie schmerzlich war ihr der Abschied von ihm geworden: und kaum hatte ihr Herz wieder freier geatmet in dem Gedanken, daß er des Bundes Fahnen verlassen werde, kaum hatte sie ein wenig heiterer in die Zukunft gesehen, so kam ihr die Schreckensbotschaft von der tödlichen Wunde. Und dieses alles vor den Blicken des Vaters verschließen zu müssen, diesen großen Schmerz allein tragen zu müssen, ohne eine, auch nur e i n e Seele zu haben, bei welcher sie weinen, bei welcher sie Trost suchen konnte.

Jetzt fühlte er erst, wie notwendig es sei, schnell nach Lichtenstein zu eilen, und seine Ungeduld wurde zum Unmut, daß jener sonst so kluge Mann gerade in diesen kostbaren Augenblicken so lange ausbleibe.

Das Mädchen mochte seine Gedanken erraten: „I sieh wohl, Er möchket gern von uns fort: wenn no der Vater do wär', denn alloi fendet Er da Weg nach Lichtastoi net; Er send koi Wittaberger, des merk 'e an der Sproch, und do kennet Er leicht verirra. Wisset Er was? I lauf em Vater entgege und mach', daß er bald kommt."

„Du wolltest ihm entgegengehen?" sagte Georg, gerührt von der Gutmütigkeit des Mädchens. „Weißt du denn, ob er schon in der Nähe ist? Vielleicht ist er noch stundenweit entfernt und in einer Stunde wird es Nacht!"

„Und wär's so nacht, daß mer da Weg mit de Händ greifa müeßt, und müeßt i laufa bis Lichtastoi, i wett's gern dauh, Er kommet jo no bälder zu —" Errötend schlug sie die Augen nieder, denn trieb sie auch ihr gutes Herz, sich zum Liebesboten des Ritters anzubieten, so schämte sie sich doch, jenes zarte Verhältnis, das ihr heute so klar wie noch nie zuvor einleuchtete, zu berühren.

„Und willst du mir zuliebe gehen bis Lichtenstein, so wäre es ja töricht von mir, zurückzubleiben und erst deinen Vater zu erwarten. Ich sattle geschwind mein Roß und reite neben dir her, und du zeigst mir den Weg, bis ich ihn nicht mehr verfehlen kann."

Das Mädchen von Hardt schlug die Augen nieder und spielte mit dem langen Zopfband. „Aber es wird jo schon en era Stund' nacht", flüsterte sie kaum hörbar.

„Ei, was schadet das? Dann bin ich um den Hahnenschrei in Lichtenstein", antwortete Georg. „Du wolltest dich ja vorhin selbst bei Nacht und Nebel auf den Weg machen."

„Jä, i wohl", entgegnete Bärbele, ohne aufzusehen, „aber Uich ist's g'wiß et gsund, wo ner erst krank gwä sent, so in der kühla Nacht en Weg von sechs Stund' zmacha."

„Das kann ich nicht beachten", rief Georg, „und die Wunde ist ja geheilt, ich bin gesund wie zuvor; nein! rüste dich immer, gutes Kind, wir brechen sogleich auf, ich gehe, mein Pferd zu satteln." Er nahm den Zaum von einem Nagel an der Wand, wo er aufgehängt war, und schritt zur Türe.

„Herr! Euer Gnaden!" rief ihm das Mädchen ängstlich nach; „lasset's lieber geh'. Gucket, 's tuet se et, daß mer so selbander in der Nacht fortganget. D' Leut' in Hardt send so gar wunderlich, und mer tät mer g'wiß ebbes ahänga, wenn 'e — Wartet lieber bis morga früh, so will 'e Uich meinetwega führa bis Pfullinga."

Der Junker ehrte die Gründe des jungen Mädchens und hing schweigend den Zaum wieder an die Wand. Es mochte ihm freilich lieber gewesen sein, wenn die Leute von Hardt weniger geneigt waren, Böses zu denken; doch es war hier nichts zu tun, als sich schweigend in sein Schicksal zu ergeben. Er beschloß daher, diesen Abend und die folgende Nacht noch auf den Pfeifer zu warten; käme er nicht, so wollte er mit dem frühesten Morgen zu Pferd sein und unter Leitung seiner schönen Tochter nach Lichtenstein aufbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

„Offener Brief" an die Herren Einbrecher.

Zu einer ungewöhnlichen Maßnahme griff eine große Berliner Juwelierfirma der Friedrichstadt, um von „schweren Jungen", die bei einem nächtlichen Einbruch Kundenuhren mitnahmen, diese der Firma nicht gehörenden Uhren herauszubekommen. Sie veröffentlichte in den Tageszeitungen folgenden „Offenen Brief":

Liebe Herren Einbrecher!

Bei Ihrem kühnen und großangelegten Besuch am letzten Sonntag nachmittag in unserem Geschäft haben Sie versehentlich auch sämtliche in Reparatur befindliche Uhren unserer Kunden mitgenommen. Wir bitten Sie höflichst, uns diese Uhren, die für Sie zumeist Metallwert haben, auf einem Ihnen angenehmen Wege gegen gute Belohnung zukommen zu lassen. Sie würden uns damit sehr viel Verdruß ersparen. Auch bitten wir Sie, diese Uhren recht vorsichtig zu behandeln, da sie von uns bereits mit größter Sorgfalt repariert sind und die tadellose Rückgabe der uns anvertrauten Reparaturen uns als erste und vornehmste Pflicht erscheint.

Da es nicht ausgeschlossen ist, daß unsere neue elektrische Anlage Sie bei einem weiteren unangemeldeten Besuch stören würde, bitten wir Sie höflichst, in Zukunft davon Abstand nehmen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
X. X.
Hofuhrmacher und Juwelier.

Die „Herren Einbrecher" haben anscheinend für Humor nicht viel übrig, denn bis jetzt ist ein Gegenangebot von ihnen nicht eingegangen. Sie haben allerdings bis heute weder einen angemeldeten noch einen unangemeldeten Besuch gemacht.

A. J.

Bunte Chronik

* **Der Prinz als Verkehrshindernis.** In England schätzt man besonders eine Abart von Scherzen, die man „practical jokes" (soviel wie „handgreifliche Witze") nennt. Einen solchen Witz leistete sich kürzlich ein Spaßvogel in London. Er telephonierte den „Direktor" einer jämmerlichen kleinen Vorstadtbühne in Whitechapel Road, also in einem der verrufensten Stadtteile von London an und gab sich als den „Oberstallmeister des Prinzen von Wales" aus. Er verkündete dem Direktor, daß seine Königliche Hoheit in etwa 30 Minuten eintreffen würde, um der Vorstellung beizuwohnen. — Der Direktor war fassungslos über die unerwartete Ehre. Merkwürdigerweise fiel es weder ihm noch seinen „Künstlern" ein, an der Wahrheit der Nachricht zu zweifeln. Im Gegenteil, man entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit, um den hohen Besuch einigermaßen würdig zu empfangen. In aller Eile wurden Blumen, Lorbeerbäume und Fahnen herbeigeschafft, um die einzige Loge des Zuschauerraumes auszuschmücken, und vor dem Theatereingang breitete man Teppiche aus und stellte die bestgewachsenen Statisten in Pagentracht mit Fackeln auf, um den Prinzen zu empfangen. Diese in dieser Gegend durchaus ungewöhnlichen Maßnahmen erregten die Aufmerksamkeit der Bevölkerung; die Kunde von dem zu erwartenden Ereignisse ging von Mund zu Mund, und bald sammelte sich eine nach vielen Tausenden zählende Menge vor dem Theater, um die Ankunft des Prinzen mitzuerleben. Man wartete geduldig im strömenden Regen — aber wer nicht kam, war natürlich der Prinz von Wales. Als man endlich dahinter kam, daß es sich um eine Mystifikation handele, kannte die Wut des Pöbels keine Grenzen. Die Menge drohte das Theater zu demollieren, und zwischen dem Publikum und den Theatermitgliedern kam es zu einer solennen Keilerei. Ein starkes Polizeiaufgebot mußte endlich Ruhe stiften. Die Menschenmenge, die sich infolge dieses in seiner Wirkung tatsächlich handgreiflichen Scherzes angesammelt hatte, war so groß, daß der gesamte Straßenverkehr der Gegend mehrere Stunden lang dadurch aufgehalten wurde. So wurde also der Prinz, obgleich er nicht da war oder gerade weil er nicht da war, zum Verkehrshindernis.

*

* **Die erste Gesellschaftsrundreise im Flugzeug.** Nach der Entwicklung, die das Verkehrsflugzeug im letzten Jahre genommen hat, lag diese Idee buchstäblich in der — Luft. Am 31. Januar des kommenden Jahres wird sie zum erstenmal zur Erde niedersteigen, um die 12 Teilnehmer der ersten Gesellschaftsrundreise im Luxusflugzeug aufzunehmen. Die Maschine gehört einer englischen Gesellschaft und ist mit drei besonders starken Motoren ausgerüstet. Der Flug beginnt im Londoner Flughafen Croydon. Es soll eine Reise in den Zauber des nahen südlichen Frühlings werden. Über Paris, Bordeaux, Biaritz—Barcelona, Alikante, Malaga wird nach Algier und Tunis geflogen. Der Rückflug erfolgt über Sizilien, Neapel, Rom, Venedig, Pisa, Lyon. Kostenpunkt alles in allem „nur" 456 Pfund (etwa 19 600 zł!

Lustige Rundschau

* **Was bin ich?** Der Lehrer erzählt seinen Schülern, was er alles gelernt hat. Und was er demnach alles ist: Schlosser, Schreiner, Zeichner, Buchführer usw. Der Maxl in der letzten Bank paßt nicht auf und unterhält sich mit seinem Nachbar. Der Lehrer ruft ihn daher auf. „Maxl, was bin ich?" Der Maxl weiß natürlich nicht, wovon der Lehrer gesprochen hat. Ein anderer Schüler sagt dem Maxl daher ein: „Maxl, sag', daß er ein Kamel is!" Der Lehrer merkt, daß man dem Maxl einsagt, und er schreit daher in das Klassenzimmer: „Nichts einsagen! Er muß selbst darauf kommen!"

*

* **Aus einem Schaufenster.** Sinniges Hochzeitsgeschenk: Miltons „Verlorenes Paradies".

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.